

## 6 Motiviertheit sprachlicher Zeichen

Interjektionen und Lautimitationen sind schon deshalb forschungshistorisch aus ontogenetischen und phylogenetischen Aspekten interessant, weil sie historisch als die maßgeblichen Treiber zur Sprachentwicklung angesehen wurden. Trotzdem werden Interjektionen und Lautimitationen (Onomatopoetika) zumindest in der deutschen und angelsächsischen Tradition der Sprachwissenschaft vergleichsweise wenig behandelt, was an deren Randgruppenstatus<sup>1</sup> und sprachlicher Ähnlichkeit liegen mag.<sup>2</sup> Dass dies nicht so sein muss, beweist die chinesische Linguistik, welche diesbezüglich vollkommen anders verfährt und diese als separate Wortarten behandelt.<sup>3</sup> Weiterhin stellt sich dort die Frage nach deren Sprachzugehörigkeit erst gar nicht.<sup>4</sup>

### 6.1 Sprachlichkeit von Ausrufen

Es stellt sich eingangs die Frage, inwieweit Interjektionen überhaupt als sprachliche Einheiten gelten sollen. Immerhin stellen sie in ihrer Naturlautung unterdifferenzierte Kommunikationsmittel dar, die so auch Tiere nutzen können. Dazu kommt, dass sie sich eher schwer verschriftlichen lassen,<sup>5</sup> was aber maßgeblich mit den Einschränkungen des Schriftsystems

---

<sup>1</sup> So machen Onomatopoetika nur einen „relativ kleinen, stark konventionalisierten und spracharbiträren Bestand“ aus. Ehlich 1986, S. 261.

<sup>2</sup> Immerhin stehen Onomatopoetika „formal gegenüber den sonstigen Wortgestalten den Interjektionen in ihrer Lautkombinatorik und Flexionslosigkeit am nächsten.“ Ehlich 1986, S. 260. Zudem weisen die Kategorien gewisse Schnittmengen auf, etwa in der Benutzung von Tierlauten als Lockruf wie etwa bei Katzen oder Pferden: *miau* bzw. *hüh*.

<sup>3</sup> Vgl. Yang 2001, S. 13.

<sup>4</sup> Ebd., S. 15: „Dies ist auf ihr unterschiedliches linguistisches Verhalten im jeweiligen Sprachsystem zurückzuführen. Während die deutsche Linguistik im 19. Jahrhundert an der Sprachzugehörigkeit der Interjektionen zweifelte, da diese phonologisch Naturlautcharakter aufweisen und morphologisch bzw. syntaktisch isoliert bleiben, ist es für die chinesische Linguistik selbstverständlich, dass sie zur Sprache gehören, weil sie trotz mancher Abweichungen auf fast grammatischen Ebenen ins chinesische Sprachsystem integriert sind. Somit musste die Frage nach ihrer Sprachlichkeit in der chinesischen Linguistik nicht gestellt werden.“

<sup>5</sup> Vgl. ebd., S. 85: „Sowohl in der deutschen als auch in der chinesischen Schrift, die auf unterschiedlichen Schriftsystemen basieren, entziehen sich die Interjektionen und Onomatopoetika der Orthographie. Zwar gibt es in beiden Schriften keinen Mangel an Versuchen, Interjektionen/Onomatopoetika möglichst vollständig und präzise zu verschriften. Doch keine kann ihren phonetisch-phonologischen Qualitäten in vollem Umfang gerecht werden.“

zu tun hat<sup>6</sup> und etwa in der Modifikation von Typen, z.B. in Comics, besonders hervortritt.<sup>7</sup> Es lässt sich jedoch durchaus auch überzeugend für die Sprachlichkeit von Interjektionen argumentieren, immerhin sind sie erlernbar<sup>8</sup> und unterscheiden sich auch in den einzelnen Sprachen.<sup>9</sup>

Eine weitere strittige Frage ist, ob Interjektionen als einzelnes Wort oder eher als Satz betrachtet werden sollen. Indem sie eine Aussage vollständig tätigen, sind sie Sätzen vom Aussagegehalt durchaus äquivalent. Und „faßt man das Wort als eine Bedeutungseinheit, sei sie bezeichnender oder zeigender Art, die ihren Platz als Glied in der Satzaussage hat oder haben kann, dann ist die Interjektion kein Wort.“<sup>10</sup> Andererseits entsprechen Interjektionen morphologisch und phonemisch keinesfalls Sätzen. Ehrlich sieht das Zuweisungsproblem vor allem in den unscharfen Grenzen der Kategorien Satz und Wort bestimmt.<sup>11</sup>

<sup>6</sup> „Dass Interjektionen/Onomatopoetika orthographisch oft nicht normiert sind, hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass im deutschen Schriftsystem die graphischen Mittel fehlen, Suprasegmentalia wiederzugeben. So können beispielsweise Satzakzent, Wortakzent (*übersetzen* ‚über einen Fluß fahren‘ vs. *Übersetzen* ‚in eine andere Sprache übertragen‘) und Satzmelodie im Deutschen nicht verschriftet werden. Die Interpunktionszeichen können die prosodischen Qualitäten einer/eines Interjektion/Onomatopoetikums nur andeuten.“ Ebd., S. 93.

<sup>7</sup> „Interjektionen/Onomatopoetika sind in Comics graphisch ikonisiert. Während in der konventionellen Orthographie die graphische Form kaum zu den Unterscheidungsmerkmalen der Wörter gehört, hat die Buchstabengröße in Comics oft die Funktion, Lautstärke wiederzugeben. Je größer die Buchstaben, desto lauter ist auch das Geräusch. Mit dieser Technik kann man in Comics sich nähernde bzw. entfernende Geräusche mit unterschiedlich großen Buchstaben visualisieren. Unhörbarkeit wird häufig mit Unleserlichkeit angedeutet.“ Ebd., S. 95.

<sup>8</sup> Vgl. Schwentner 1924, S. 2 sowie Willkop 1988, S. 69.

<sup>9</sup> Vgl. Ehrlich 1986, S. 175. Diese strukturelle Willkür weitet sich sogar auf das phonologische System der jeweiligen Sprache aus. Nicht zuletzt aus der Tatsache, dass Interjektionen dem phonologischen System gewissermaßen invariant sind, indem sie diesem entsprechen können (oder auch nicht), kann auch die Sprachlichkeit dieser Sprachbausteine gefolgt werden. Vgl zu dieser Argumentationsweise Trabant 1983, S. 75f.

<sup>10</sup> Schneider 1959, S. 355. Hinter dieser Aussage scheint sich eine mengentheoretische Annahme zu verbergen, die Einzelglieder streng auslegt und nach Komplettierung durch mindestens ein weiteres Glied fordert. Anders ist nicht zu erklären, weshalb Schneider diese Schlussfolgerung zieht – immerhin kann die Interjektion durchaus als Wort gelten, welches den gesamten Platz der Satzaussage einnimmt und damit als Holophrase fungiert.

<sup>11</sup> Vgl. Ehrlich 1986, S. 187.

## 6.2 Interjektionen und Onomatopoetika<sup>12</sup>

Für gewöhnlich werden Interjektionen in primäre und sekundäre Interjektionen unterteilt, wobei Onomatopoetika wie *plumps* oder *klingeling* unter die erste Kategorie fallen – neben Empfindungswörtern wie *ach*, *au*, *nanu* und *pfui* sowie Lock- und Scheuchrufe. Sekundäre Interjektionen wie *Jungejunge* oder *Um Gottes willen!* zeichnen sich vor allem durch stärkere Lexikalisierung aus. Generell lassen sich Interjektionen nach verschiedenen Aspekten differenzieren, so etwa nach Genese<sup>13</sup>, Empfindungsart<sup>14</sup> und Phonetik.<sup>15</sup> und Ausdrucksdominanz. Letzteres Differenzierungsmerkmal hat im Zuge der Pragmatik an Gewicht gewonnen, allen voran in Bezug auf die gesprächserhaltenden Funktionen von *hm*, *ach*, usw. In deren emp-

<sup>12</sup>Für einen Überblick über die Entwicklung der Interjektions- und Onomatopoesie-Forschung, vgl. Ehlich 1986.

<sup>13</sup>Die Unterscheidung in primäre und sekundäre Interjektionen speist sich dabei vor allem aus der Zugehörigkeit zur Kategorie der Naturlaute: Primäre Interjektionen seien solche, „weil sie die ursprünglichsten sind, und weil sie den Charakter von Naturlauten vollständig bewahrt haben.“ Wundt 1904, S. 308. Dem gegenüber stehen alsdann Ausdrücke mit lexikalischem Ursprung.

<sup>14</sup>Vgl. Grimm 1890, S. 15ff. Grimm unterteilt Interjektionen nach Empfindungsmaßgabe in leidenschaftliche Ausdrücke, Nachahmungen von Naturlauten sowie Lock- und Scheuchwörter. Gerade letztere Kategorie wird erstaunlicherweise häufiger aus der Kategorie der Interjektionen ausgenommen. Begründet wird dies durch die Kommunikation mit Tieren, was sie damit dem sprachlichen Bereich enthebt. Vgl. Ehlich 1986, S. 259. Diese Argumentation ist umso erstaunlicher, als dass das Argument der Naturlautung gerade für Interjektionen herangezogen wird: „Bei den Lockrufen liegt bisweilen wohl eine *Annäherung an den Naturlaut* des Tieres selbst zu Grunde, wobei in den verschiedenen Sprachen allerdings meist eine recht verschiedene Auffassung herrscht. Bisweilen sind den Naturlauten auch noch willkürliche Laute hinzugefügt, so daß in den verschiedenen Ländern sich dieselben Tiere an verschiedene Rufe zu gewöhnen haben.“ Schwentner 1924, S. 40. Hervorhebung H.V. Dass Kommunikation mit Tieren aber verschiedene Ähnlichkeiten zu Interjektionen aufweist, indem angelockt, vertrieben oder angezeigt werden soll, lässt das Argument zumindest pragmatisch sehr wohl für den Interjektionsstatus sprechen. Weitere Ähnlichkeiten zu Interjektionen sind die onomatopoetische Motivierung und häufige Reduplikation (*miezmiez*).

<sup>15</sup>Vgl. Schwentner 1924, der Vokalreichtum und simple Silbenkombinationen als Alleinstellungsmerkmal ausmacht: „Einen nicht unerheblichen Bruchteil der Interjektionen aller indogermanischen Sprachen, der toten wie lebenden, nehmen die reinvokalischen ein“ Ebd., S. 6. Zu beachten ist allerdings, dass das Kriterium des Vokalreichtums nur mit Einschränkungen gilt, denn Umlaute kommen in deutschen Interjektionen nicht vor. Dies mag an deren häufig morphologischer Funktion liegen (z.B. in der Pluralbildung: *Fuß – Füße*), die über die Flexionslosigkeit der Interjektionen qua definitionem gerade nicht gegeben ist. Ein weiteres Charakteristikum der Interjektionen ist zudem phonologische Instabilität, vgl. dazu Trabant 1998, S. 124.

findungsnahen<sup>16</sup> Sinn wird der Begriff Interjektion auch meist eng verwendet, was vor allem die Exklusion der beiden Komplementärkategorien der Onomatopoetika und Lock- und Scheuchrufe nach sich zieht. Weiterhin ließe sich zumindest aus pragmatischer Sichtweise für die Inklusion von Reflexlauten in die Kategorie der Interjektionen argumentieren,<sup>17</sup> doch stehen Phänomene wie Husten oder Gähnen zu sehr im außersprachlichen Raum, um trotz der Unmöglichkeit einer klaren Trennung<sup>18</sup> zu diesen gerechnet zu werden.

Neben Varianz und Instabilität<sup>19</sup> ist eine weitere Besonderheit der Interjektionen gegenüber anderen Sprachstrukturen deren phonologische Struktur:<sup>20</sup> Zunächst sind sie der Kürze wegen meist vokallastig. Die re-

<sup>16</sup> Auch Burkhardt 1982 macht in diesem Sinn Emotionalität zum Schlüsselkriterium für den Status der Interjektion: „Aus der Klasse der Interjektionen müssen [...] alle Gliederungs-, Rückmeldungspartikeln und illokutionsindizierenden Lexeme ausgewählt werden: nicht alle Wörter, die ‚interjiziert‘ werden, sind deshalb auch bereits Interjektionen. Vielmehr sind diese lexikalisierte und so konventionalisierte, kurze, satzwertige Ausrufe. Alle elliptischen Befehle, Drohungen, Bitten – soweit sie lexicalisiert sind – fallen unter die Klasse der Sprechhandlungspartikeln. Dies betrifft insbesondere Schweige- und Stillgebote (*pst, sst, still, schnauze*), Befehle zur Eile (*husch, dalli dalli*) oder Kommandos an Tiere (*hüh, brr, hopp*).“ Ebd., S. 155. Hervorhebungen im Original.

<sup>17</sup> Besonders evident erscheint dies in der Korrelation von Gähnen und Langeweile: „Sicher, die Geräusche, die man beim Gähnen, Husten, Aufstoßen und Schnarchen hervorbringt, sind keine Interjektionen, gehören als physiologische Akte zweifellos nicht zur Ausdrucksfunktion der Sprache wie die aus ihnen hervorgegangenen echten Interjektionen des Hüstelns, des Räusperns, um die Aufmerksamkeit zu erregen. Aber gerade z.B. das Gähnen steht oft in Verbindung mit dem Gefühl der Langeweile.“ Wilde 1978, S. 17. Freilich bedeutet Korrelation noch keineswegs Kausation.

<sup>18</sup> Vgl. Scherer 1977, S. 201: „Die in der Literatur vorgenommene Unterscheidung zwischen reflexhaft hervorgebrachten Naturlauten zur Affektentladung oder ‚Reizausleitung‘ und intentional verwandten, sprachlich geformten Interjektionen mit Kundgabe- oder Mitteilungsabsicht erscheint sehr problematisch. Die Trennung von reflexhaften und intentionalen Verhaltensweisen ist nicht nur im Bereich der Kommunikation nahezu undurchführbar, da selbst bei sehr einfachen Reflexen eine intentionale Steuerung möglich ist. Selbst wenn ein ‚au‘ als reflexhafte Reaktion auf einen schlimmen Zahnschmerz auftreten sollte, so ist es dem Betroffenen dennoch möglich, im Beisein anderer Personen diese Lautäußerung zu unterdrücken oder abzukürzen oder aber mitleidheischend zu intensivieren. Andererseits gibt es eine Vielzahl stilisierter ‚primärer Interjektionen‘, die so überlernt und mit bestimmten Affektsituationen gekoppelt sind, daß auch sie ohne unmittelbare Absicht oder Mitteilungsintention ausgestoßen werden können, wenn der betreffende Affekt auftritt.“

<sup>19</sup> Vgl. Yang 2001, S. 87: „Neben Eigennamen sind Interjektionen und Onomatopoetika die einzige Wortart, die sich der orthographischen Normierung entzieht. Sogar viele Interjektionen und Onomatopoetika, die konventionalisierte orthographische Formen besitzen, können oft mehrere graphische Varianten umfassen.“

<sup>20</sup> Speziell im Deutschen unterscheiden sich Interjektionen auch prosodisch vom Restvokabular: „Im Deutschen sind sämtliche Interjektionen einschließlich der rein konsonantischen betont. Bei den mehrsilbigen Interjektionen fällt auf, dass die meisten

lative Kürze erklärt sich durch die Möglichkeit der Holophrasenbildung zum (spontanen) Ausdruck von Gefühlen. Während Wörter des deutschen Standardwortschatzes mindestens einsilbig oft mehrsilbig sind, beschränkt sich die Länge von Interjektionen meist auf eine oder zwei Silben. Ähnliche Relationen ergeben sich in der Komplexität dieser Silben: Während der Standardwortschatz bis zu 8 Phoneme einsetzt, liegt das Maximum im Bereich der Interjektionen bei vier.<sup>21</sup>

Viel stärker als die reine Phontotaktik fällt jedoch die phonologische Varianz ins Gewicht, denn Interjektionen können Laute aufweisen, die eigentlich nicht im Inventar der jeweiligen Sprache sind,<sup>22</sup> und damit „durch Fremdphonie, abweichende Lautkombinationen und -distributionen, unübliche Silben und Silbenstrukturtypen phonologisch von einer Einzelsprache abweichen.“<sup>23</sup> Yang liefert eine Übersicht über derartige Phänomene im Deutschen:

Mit dem Schnalzlaut drückt man im Deutschen Bewunderung bzw. Bedauern [...] aus. Das überaspirierte *phhh*, welches meist durch das Schulterzucken begleitet wird, bringt Gleichgültigkeit zum Ausdruck. Der bilabiale Vibrant, der sich annähernd als <brrr> verschriften lässt, dient im Deutschen zum Ausdruck von Kälte bzw. Schmerz. Echte Würgegeräusche (*urggh*) können ebenfalls als Interjektionen angesehen werden, da sie Ekel ausdrücken.<sup>24</sup>

---

von ihnen die letzte Silbe akzentuieren (*juhu, naja, nanu, igitt, aha, oho*). Es gibt nur wenige Ausnahmen, die Initialakzent aufweisen (*hoppla*). Die Interjektionen verletzen mit ihrem Finalakzent das Prinzip des deutschen Initialakzentes, da es im Deutschen zwar Präfixe gibt, die den Wortakzent nicht auf sich ziehen können (*bedienen*), doch liegt der Wortakzent bei den meisten Wörtern grammatischer Herkunft auf der ersten Silbe.“ Yang 2001, S. 74f. Hervorhebungen im Original.

<sup>21</sup>Vgl. ebd., S. 46.

<sup>22</sup>„Selbst den europäischen Sprachen sind besondere Laute bekannt, die nur für solche Wörter verwendet werden; vgl. die durch ‚hm!‘ wiedergegebene Interjektion, die Schnalzlaute zum Antreiben der Pferde, das Lippen-r zum Anhalten der Pferde oder als Interjektion des Schauderns (‘brrr!’) usw. In gewissen ‚exotischen‘ Sprachen sind derartige außerhalb des normalen phonologischen Systems stehende Phoneme sehr zahlreich. So besitzen z.B. die Bantu-Sprachen eine ganze Anzahl von Wörtern, welche das Schreien oder Gehen usw. der Tiere bezeichnen, wobei von einer eigentlichen Schallnachahmung in vielen Fällen kaum die Rede sein kann (z.B. das Brüllen des Löwen wird durch ein silbisches palatales n bezeichnet). Und in diesen Wörtern treten besondere Phoneme auf, die sonst in diesen Sprachen nicht vorkommen. In den Tiermärchen der Takelma-Indianer wird in den Reden des Grizzly-Bären jedem Wort eine stimmlose laterale Spirans präfigiert – ein Laut, der im Takelma sonst nicht vorkommt.“ Trubetzkoy 1967, S. 205.

<sup>23</sup>Yang 2001, S. 66.

<sup>24</sup>Ebd., S. 42. Hervorhebungen im Original.

Onomatopoetika weisen intersprachlich weit weniger Varianz auf als Interjektionen und bilden damit ein intuitives, erstes Argument gegen reine Willkür der Grammatik. Es ist

natürlich auffällig, daß die Onomatopoetika – mehr als andere Wörter – doch erhebliche *Übereinstimmungen zwischen den Sprachen* aufweisen. Dies kann von der völligen Identität bis zu bestimmten strukturellen Ähnlichkeiten reichen. Im Vergleich zwischen Deutsch und Französisch sei z.B. auf die völlige Identität bei /mjau/, /kwak/, /pifpaf/, /tikta/, /bumbum/, auf die weitgehende Gleichheit von /wawa/ und /wauwau/, /kwi/ und /kwi:k/, /tsutsu/, und /sts/ und – trotz Saussure – von *kikeriki* und *cocorico* hingewiesen. Strukturelle Ähnlichkeiten wie Einsilbigkeit und (oft zweifache, aber auch drei- und mehrfache Reduplikationen sind oft hervorgehoben worden. Onomatopoetika haben mehr Ähnlichkeiten mit den Onomatopoeikas anderer Sprachen als ‚normale‘ Wörter, die ‚dasselbe‘ in anderen Sprachen bedeuten. Bei *chaise* und *Stuhl*, bei *maison* und *Haus* sind solche Übereinstimmungen nicht festzustellen. Anscheinend sind also die französischen Onomatopoeikas doch nicht nur französisch, sondern ‚internationaler‘ als andere sprachliche Mittel.<sup>25</sup>

Zusammenfassend kann an dieser Stelle also festgehalten werden, dass Interjektionen zumindest einen ersten Anhaltspunkt für sprachliche Bausteine liefern, die motiviert und damit nicht willkürlich sind. Allein dadurch ist jedoch noch nicht viel gewonnen, weil sich durchaus gegen die Sprachlichkeit dieser Klasse argumentieren liesse, sie ohne jeden Zweifel jedoch nicht das Gros alltäglicher sprachlicher Handlungen ausmachen. Diese Hürden können dadurch genommen werden, dass die moderne Linguistik den Forschungsbereich motivierter sprachlicher Zeichen und Strukturen weiter ausgeweitet und maßgeblich durch den Begriff der Ikonizität angereichert hat.

### 6.3 Ikonizität: motivierte Zeichen und Strukturen

Der Begriff der Ikonizität steht in einer langen Tradition von Untersuchungen zur Sprache, sowohl philosophischer als auch linguistischer Art. In der philosophischen Tradition kann der Kratylos als Ursprungsdialog zum We-

---

<sup>25</sup>Trabant 1998, S. 139. Hervorhebungen im Original.

sen der Sprache angesehen werden.<sup>26</sup> Hier debattieren Hermogenes und Kratylos über die Frage, ob Sprache wesentlich natürlich oder konventionalisiert ist. Hermogenes verteidigt eine Konventionstheorie von Sprache,<sup>27</sup> Kratylos die Naturtheorie,<sup>28</sup> d.h. speziell Namen. Alle Namen seien also entweder konventionell oder natürlich. Beider Erklärungsversuche reichen aber offensichtlich nicht aus bzw. werden dem Phänomen Sprache in ihrer Ausschließlichkeit nicht gerecht. Der sokratischen Methode entsprechend folgt die Erkenntnis, dass beide Standpunkte so nicht haltbar sind, da einige Namen konventionalisiert sind, andere wiederum naturbedingt – der Fehler der beiden Dialogpartner liegt in ihrer Annahme des ausgeschlossenen Dritten, dass ihre Ansichten nämlich entgegengesetzt und nicht vereinbar wären. Darüber hinaus weist Sokrates' Untersuchung bereits auch auf die Funktion von Sprache im Sinne eines auf ein Ziel ausgerichteten Werkzeuges zur Klärung ihres Wesens hin.<sup>29</sup>

### 6.3.1 Ikon, Diagramm und Symbol

In der linguistischen Tradition nimmt de Saussure eine zentrale Stellung ein. Er argumentiert stark für eine dreifache Konventionalisierung von Sprache, indem es nämlich die Laute, die Bedeutungen und deren Korrelationen sind, die konventionalisiert werden. Obwohl sich Saussure für eine starke Willkür des Zeichens einsetzte, war die Diskussion damit durchaus nicht beendet.<sup>30</sup> Ein früher Gegenpart zu dessen Position war Benveniste und dessen Argumentation, dass für den Muttersprachler die Verbindung zwischen Form und Bedeutung notwendig und damit gerade nicht zufällig sei.<sup>31</sup> Die neueste Reaktivierung des Konzeptes Ikonizität für die Linguistik geht vor allem von Haiman aus.<sup>32</sup> Der zugrundeliegende Begriff des *icon* findet seine größte Bedeutung – insbesondere in Bezug auf das

<sup>26</sup>Graham weist auf methodologische Parallelen zu Wittgenstein hin, die sich in der therapeutischen Funktion ausdrücken: „The *Cratylus* may then seem to succeed in the only way that philosophy has ever succeeded: it purges the mind of some error and develops intellectual vigor. That idea of purpose would also explain why the dialogue has no real thesis. Philosophy is not just different from science, but particularly effective against the intellectual presumption and false satisfaction that comes with having a set doctrine or theory. Its lesson is primarily or characertistically therapeutic and thus Socratic.“ Graham 1992, S. 4.

<sup>27</sup>Platon 2002, 384d.

<sup>28</sup>Ebd., 383b.

<sup>29</sup>Ebd., 33f.

<sup>30</sup>Vgl. für einen historischen Überblick Joseph 2000, S. 93ff.

<sup>31</sup>Vgl. Benveniste 1939. Benvenistes Argument trifft de Saussure jedoch kaum, da für ihn Willkür nicht fehlende Notwendigkeit bedeutet, sondern schlicht fehlende Motivation.

<sup>32</sup>Vgl. zur dessen Rolle in der Syntax z.B. 1985.

Verhalten und Funktionieren von Sprache – bei Peirce,<sup>33</sup> welcher im Aufbau einer umfassenden Semiotik-Theorie<sup>34</sup> eine Klassifikation von Zeichen anhand dreier grundlegender Merkmale einführt: anhand des Status' des Zeichens selbst, der *modi significandi* und der Repräsentation des Zeichens.<sup>35</sup>

Der Begriff der Ikonizität nimmt dabei direkten Rückbezug auf das Ikon, einem der drei grundlegenden Zeichen in Peirces Zeichentheorie – neben Symbolen und Indizes. Ikonen bezeichnen ihr Objekt aufgrund einer Ähnlichkeit, Indizes aufgrund eines bestehenden Verhältnisses und Symbole aufgrund von Konvention.

Ein echter Index hat eine „existential relation“ zu seinem Objekt,<sup>36</sup> wobei die Art der Verbindung irrelevant ist: „it makes no difference whether the connection is natural, or artificial, or merely mental.“<sup>37</sup> Es gibt zwei Arten von Indizes: der echte Index, auch Reagent genannt, und der „degenerate index“<sup>38</sup> bzw. „designation“. Darunter fallen indexikalische Wörter wie „personal, demonstrative, and relative pronouns, proper names.“<sup>39</sup> Diese sind weniger natürlich als wirkliche Indizes, da sie nur durch „mental associations“ mit ihrem Objekt verbunden sind<sup>40</sup> und daher vorheriger Kenntnis bedürfen: „can denote nothing unless the interpreting mind is already acquainted with the thing it denotes.“<sup>41</sup>

Reine Ikonen hingegen tauchen nur im Denken auf – wenn überhaupt.<sup>42</sup> Ein Gemälde kann beispielsweise nur einen Moment lang zum reinen Ikon werden, und zwar auch nur dann, wenn die Wahrnehmung als etwas anderes aufgelöst ist – „when we lose the consciousness that it is not the thing, the distinction of the real and the copy.“<sup>43</sup> In diesem Sinne ist ein reines Ikon kein Zeichen, schließlich wird es für real angenommen und steht damit nicht mehr *für* etwas anderes. Aufgrund der besseren Darstellung des bezeichneten Objektes sind Ikonen auch stärker als Symbole oder Indizes: „The greater cognitive clearness of icons makes them an appropriate tool

---

<sup>33</sup>Für eine historische Übersicht zur Entwicklung von Peirces Denken, vgl. Short 2007.

<sup>34</sup>Peirce verwendete noch die Schreibweise *semeiotic* für sein Unterfangen charakterisiert als „the doctrine of the essential nature and fundamental varieties of possible semiosis.“ Peirce 1960, 5.488.

<sup>35</sup>Vgl. ebd., 2.243.

<sup>36</sup>Ebd., 8.335.

<sup>37</sup>Ebd., 8.368.

<sup>38</sup>Ebd., 2.283-290.

<sup>39</sup>Ebd., 8.368.

<sup>40</sup>Ebd., 3.361.

<sup>41</sup>Ebd.

<sup>42</sup>Ebd., 1.157.

<sup>43</sup>Ebd., 3.362.

in the teaching of new words to a language learner.“<sup>44</sup> Unterstützt wird diese These durch das folgende Beispiel:

A man walking with a child points his arm up into the air and says, ‘There is a balloon.’ The pointing arm is an essential part of the symbol without which the latter would convey no information. But if the child asks, ‘What is a balloon,’ and the man replies, ‘It is something like a great big soap bubble,’ he makes the image a part of the symbol.<sup>45</sup>

Peirce unterscheidet weiterhin auch ikonische Zeichen dreifach in Bilder, Diagramme und Metaphern, und bezeichnet diese Klasse also Hypoikone – d.h. Zeichen, die Ikonizität genauso beinhalten wie indexikalische oder symbolische Eigenschaften: „a sign which stands for something merely because it resembles it“<sup>46</sup> oder teilhat „in the characters of the object.“<sup>47</sup>:

Bilder weisen eine direkte Ähnlichkeit mit dem Objekt auf, wie etwa Photographien oder Porträts, d.h. sie übernehmen einfache Qualitäten.<sup>48</sup> Sie bezeichnen ihr Objekt aufgrund einfacher Qualitäten oder Eigenschaften, etwa es maßstabsgetreue Modellautos für deren Vorbilder tun: „Those which partake of simple qualities or First Firstnesses, are images.“<sup>49</sup> In Peirces Sinn schließt die Kategorie der Bilder jedoch gewöhnliche Bilder nicht ein, sie wären streng genommen Metaphern von Metaphern. „If anything, a Peircean image might be a colour sample used when picking out the paint to employ in repainting the kitchen wall.“<sup>50</sup> Gleichwohl sind gewöhnliche Bilder insofern stark ikonisch, als dass sie weit weniger Indexikalität oder Konvention benötigen als Diagramme – gerade weil sie das Ursprungsobjekt direkt abzubilden suchen. Dies gilt auch für Onomatopoetika – zumindest für primäre, welche direkt die Geräusche wie z.B. *wauwau* imitieren und damit echte „images“ im Sinne Peirces wären. Sekundäre hingegen beziehen sich meist nicht auf Laute, sondern auf etwas, das mit dem hergestellten Laut assoziiert wird. Onomatopoesie und Lautmalerei sind als sprachliche Zeichenphänomene für diesen Bereich jedoch insofern nicht sonderlich interessant, als dass sie nicht die morphosyntaktische Produktivität aufweisen, die sich in anderen Bereichen finden lässt. Dies zeigt sich allein schon durch das semiotische Prinzip: je ikonischer ein Zeichen ist, desto unwichtiger wird der Interpretant.

<sup>44</sup>Nöth 2008, S. 95.

<sup>45</sup>Peirce 1960, 2.293.

<sup>46</sup>Ebd., 3.362.

<sup>47</sup>Ebd., 4.531.

<sup>48</sup>Vgl. ebd., 2.277.

<sup>49</sup>Ebd., 2.277. Hervorhebung im Original.

<sup>50</sup>Sonesson 2008, S. 50.

Diagramme sind die stärksten Vertreter von Ikonizität in Peirces System. Sie stellen das Bezeichnete auf der Grundlage relationaler Ähnlichkeiten dar, sie repräsentieren „the relations [...] of the parts of one thing by analogous relations in their own parts.“<sup>51</sup> Diagramme sind somit abstrakter und weisen vor allem strukturelle Ähnlichkeit mit dem bezeichneten Objekt auf, wie es etwa Schaltkreise tun.

Die Definition von Metaphern hingegen ist schwammiger und zielt hauptsächlich auf einen besonders gearteten „parallelism in something else“<sup>52</sup> ab: „Those which represent [...] by representing a parallelism in something else, are *metaphors*.“<sup>53</sup> Metaphern stellen ihr Objekt also über eine Parallele zwischen dem Objekt des Zeichens und einem weiteren Objekt dar. Stadtpläne, Flussdiagramme, demographische Entwicklungsgrafiken und ähnliche sind bekannte Beispiele für Diagramme im Sinne Peirces. Doch auch die Mathematik macht die Verhältnisse ihrer Objekte klar: „In fact, every algebraic equation is an icon, in so far as it exhibits, by means of the algebraic signs (which are not themselves icons), the relations of the quantities concerned.“<sup>54</sup> Dabei scheint algebraische Ikonizität sogar stärker zu sein als sprachliche, vor allem aufgrund des Fehlens von Ausnahmen:

The system of algebra is diagrammatically more iconic than the system of word formation because its rules of combination are valid without exception. No number is missing between 0 and 1 billion, whereas in language, the potential of possible combinations is always far from being ever fully exhausted; the clash between norm and usage comprises a large number of impossible combinations of phonemes and morphemes as well as many possible but not actualized words (*chair*?/*chairy*/*chairman*).<sup>55</sup>

### 6.3.2 Definition und Anwendungsbereich

Ein Problem von Peirces Semiotiktheorie tangiert das Zentrum jeder Ikonizitätsdebatte: Die in den 1960er- und 70er Jahren prävalente Debatte um Ikonismus und Ikonokasmus. Die grundlegende Frage dieser Debatte betrifft den Kern des Ikonizitätsgedankens: Peirce definiert ikonische

---

<sup>51</sup>Peirce 1960, 2.227.

<sup>52</sup>Ebd.

<sup>53</sup>Ebd. Hervorhebung im Original.

<sup>54</sup>Ebd., 2.282.

<sup>55</sup>Nöth 2008, S. 88.

Zeichen als jene, die ein Objekt aufgrund einer wie auch immer gearteten Ähnlichkeit referenzieren. Gleichzeitig sind *alle* (nach Peirce) Zeichen auch habituell, d.h. durch Konvention konstituiert. Dies bedeutet jedoch nichts anderes, als dass Konvention in jedem Zeichen vorhanden ist, auch in ikonischen – und sich damit die Frage stellt, inwiefern Ähnlichkeit tatsächlich eine Rolle spielt und wie sich dann ikonische von anderen (z.B. symbolischen) Zeichen unterscheiden lassen.

Die Diskussion spaltete die Lager zum einen in das Lager der Ikonisten, welche das Wirken der Ähnlichkeit als wesentlich ansahen und damit für das Bestehen ikonischer Zeichen argumentierten. Die Ikonoklasten hingegen sahen Ikonizität schlichtweg als zufällig an, da ikonische Zeichen eigentlich nicht existieren, da sie ihr Wesen wie andere Zeichen auch maßgeblich aus der Konvention ziehen. Ähnliches gilt für Onomatopoetika, die in der eigenen Sprache direkt eingänglich sind, während Onomatopoetika anderer Sprachen durchaus Verwunderung hervorrufen können.

Aus diesem Grund ist Sonessons Unterscheidung zwischen Ikonizität erster und zweiter Ordnung sinnvoll. Primäre Ikonizität liegt vor, wenn „the perception of an iconic ground obtaining between two signs is one of the reasons for positing the existence of a sign function joining two things together as expression and content.“<sup>56</sup> Wenn also das Erkennen von Ähnlichkeit für die Zeichenfunktion herhält, handelt es sich um primäre Ikonizität. Ist die Zeichenfunktion jedoch schon bekannt, bevor die ikonische Grundlage gefunden wird, handelt es sich um sekundäre Ikonizität: „the knowledge about the existence of a sign function between two things functioning as expression and content is one of the reasons for the perception of an iconic ground between the same things.“<sup>57</sup> Sonessons Unterscheidung hat den Vorteil, dass es bei aller Willkür in der Zeichenfunktion weitere Bedeutungszuwächse zulässt.

Der eigentliche Wert von Peirces Theorie ist nun, dass sie tatsächlich eine große Menge linguistischen Materials gesprochener Sprachen abdecken.<sup>58</sup> Haspelmath spricht spricht der Ikonizitäts-Hypothese jedoch jegliche Notwendigkeit ab, sobald Häufigkeitsverteilungen in Untersuchungen mit einbezogen werden.<sup>59</sup> Haiman setzt wiederum an der grundlegenden Unterscheidung von Ikon, Diagramm und Index mit dem Unterschied zwischen sprachlichen und visuellen Zeichen an, welcher sich vor allem in

<sup>56</sup>Sonesson 1997, S. 4.

<sup>57</sup>Ebd.

<sup>58</sup>Vgl. Waugh/Newfield 1986 für eine systematische Übersicht.

<sup>59</sup>Vgl. Haspelmath 2008 für die Argumentation, dass Markiertheit, die ja schon für simple Ikonizität wie der stärkeren Markierung des Plurals gegenüber dem Singular, letztlich durchaus auch von Häufigkeiten abhängen kann.

dem Grad an Komplexität ausmachen lässt: Sprachliche Zeichen müssen keineswegs nur einzelne Wörter sein, sondern können ebenso Sätze oder noch komplexere Konstrukte sein.

Egal, wie sich die Einzelpositionen zur Ikonizität ausnehmen, es bleibt als ein grundlegender Gedanke funktionaler-typologischer Linguistik die Überzeugung, dass Sprache sich so adaptiert, dass das Denken widergespiegelt wird – so wie sich Organismen ihrer Umwelt anpassen.<sup>60</sup> Ikonizität wird qua Spiegelung oder zumindest Ähnlichkeit<sup>61</sup> von Sachverhalten und Sprache zu einem allgemeinen Merkmal zur Strukturierung von Sprache. Entsprechend greifen auf ein breiteres Publikum ausgerichtete Definitionen von Ikonizität oftmals auf Ähnlichkeiten zwischen Zeichen und Bezeichnetem zurück, die sich offensichtlich in lautmalerischen Beispielen wie dem Kuckuck zeigen. Unter kognitionswissenschaftlichem Vorzeichen und daher in Bezug auf die sprachstrukturierenden Gegebenheiten, definiert Taub Ikonizität mit Verweis auf mentale Modelle und durchaus ohne Rekurs auf Onomatopoetika als „the existence of a structure-preserving mapping between mental models of linguistic form and meaning“<sup>62</sup> sowie „not an objective relationship between image and referent; rather, it is a relationship between our mental models of image and referent.“<sup>63</sup> Diese Definition hat den bedeutenden Vorteil, dass sie die Möglichkeit für unvollkommene Transparenz lässt – dass Zeichen, obgleich motiviert, durchaus nicht verstanden werden können. Die Notwendigkeit, die Abhängigkeit von Kultur in die Definition von Ikonizität zu integrieren, betont auch Taub:

We can see the need for a definition of iconicity that takes culture and conceptualization into account. Iconicity is not an objective relationship between image and referent; rather, it is a relationship between our mental models of image and referent. These models are partially motivated by our embodied experiences common to all humans and partially by our experiences in particular cultures and societies.<sup>64</sup>

Diese Erfahrungen erstrecken sich jedoch keineswegs nur auf die Wahrnehmung über den visuellen Sinn, sondern auf ein reichhaltigeres Bild, das

---

<sup>60</sup>Vgl. auch Givón 1995, S. 47f.

<sup>61</sup>Einige Autoren argumentieren für die Unterscheidung zwischen Ähnlichkeit und Ikonizität, weil Ähnlichkeit nur dann als Ikonizität gewertet werden kann, wenn die Ähnlichkeit wirklich motiviert und nicht nur willkürlich ist. Vgl. u.a. Sonesson 2008.

<sup>62</sup>Taub 2001, S. 23.

<sup>63</sup>Ebd., S. 19.

<sup>64</sup>Ebd., S. 19f.

sich aus einem Konglomerat verschiedener Sinneseindrücke zusammensetzen kann:

For example, the concept ‘tree’ probably contains images from many different sensory modalities: visual images of various tree species and individuals, tactile images of how bark and leaves feel, auditory images (for hearing people) of leaves rustling and branches groaning in the wind, kinaesthetic images of climbing trees or cutting wood, even images of smells and tastes associated with trees. Along with this plethora of sensory images, there is no doubt encyclopaedic information about how trees grow from seeds or cuttings, their life cycles, their uses, and so on.<sup>65</sup>

Die ökonomische Motivierung ikonischer Sprachstrukturen ergibt sich durch die bereits genannte Ähnlichkeit mit gedanklichen Strukturen: „All other things being equal, a coded experience is easier to store, retrieve and communicate if the code is maximally isomorphic to the experience.“<sup>66</sup> Mit der leichteren Verarbeitungs- und Kommunizierbarkeit einher geht diesbezüglich die Isomorphismus-Hypothese für primitive Ikonizität: „Different forms will always entail a difference in communicative function. Conversely, recurring identity of form between different grammatical categories will always reflect some perceived similarity in communicative function.“<sup>67</sup> Der Isomorphismus bezeichnet also eine 1-zu-1-Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem. Das Isomorphismus-Prinzip kann durchaus als die Grundlage traditioneller Morphologie und diagrammatische Transparenz gesehen werden: „only by virtue of this correspondence between individual *signans* and *signatum* is it possible for the relationship of sets of *signantia* to mirror the relationship of sets of *signata*.“<sup>68</sup> Dass sich Ikonizität nicht nur in der Grammatik, sondern auch im Lexikon findet, ist spätestens mit Waugh anerkannt.<sup>69</sup> Hier werden die Wortbildungsparadigma für diagrammatische Ikonizität angebracht:

water watery waterfall  
rain rainy raindrop  
snow snowy snowshoe<sup>70</sup>

<sup>65</sup>Ebd., S. 45.

<sup>66</sup>Givón 1985, S. 189.

<sup>67</sup>Haiman 1985, S. 19.

<sup>68</sup>Haiman 1980, S. 515. Hervorhebungen im Original.

<sup>69</sup>Vgl. Waugh 1994.

<sup>70</sup>Waugh 1992, S. 13.

Konsequenterweise wäre bei strengem Isomorphismus jedes Wort durch seine Teile zu verstehen. Aus diesem Grunde muss Polysemie eine Grenze für Ikonizität sein,<sup>71</sup> denn nun ist nicht mehr nur eine Form einer Bedeutung zugemessen, sondern zwei oder mehreren Bedeutungen.

Givón argumentiert, dass Isomorphismus als Übereinstimmung von einzelnen Elementen ein Teil der Definition diagrammatischer Ikonizität als Verbindungen von Elementen ausmacht.<sup>72</sup> So motiviert sich über die Ikonizitätshypothese auch der Bestand minimal verschiedener Formen über wie auch immer geartete minimale Unterschiede – das eine wird ohne das andere nicht geschehen:

Given two minimally contrasting forms and the information that they differ with respect to a single semantic feature, a language learner who is unfamiliar with the forms (or perhaps even with the language) will be able to assign to each form its appropriate meaning. He will be able to do this on the assumption that the difference in form will in some respects be an icon of the difference in meaning.<sup>73</sup>

Ohori bringt für solcherart diagrammatischer Ikonizität eine schlanke Definition auf, die den Vorteil hat, dass sie problematische Fälle in der Beziehung auf Objekte vermeidet:<sup>74</sup> „diagrammatic iconicity in language holds between the linguistic forms and the cognitive experience activated by them.“<sup>75</sup>

Jakobson gehörte zu den ersten, die Peirces Zeichenklassifikation linguistisch anwendeten, etwa um auf nicht-arbiträre Sprache hinzuweisen – in diesem Falle meist Lautmalereien oder Onomatopoetika wie *klick* oder *igitt*. Wie ebenfalls bereits dargelegt, werden solche Laute bzw. Worte im Allgemeinen jedoch nicht als für Sprache konstitutiv angesehen, da sie schon aufgrund der geringen Häufigkeit im Auftreten in alltäglicher Sprache eine eher periphere Rolle einnehmen. Jakobsons wesentliches Verdienst dabei ist, Ikonizität über die reine Unterscheidung von Formen auf Morphologie und Syntax auszuweiten, wobei etwa die von ihm angeführten Steigerungsformen von Adjektiven zu den Paradebeispielen primitiver Ikonizität gehören. Auch der Klassiker syntaktischer Ikonizität,

<sup>71</sup> Marzo 2008 stellt jedoch hierzu die Gegenthese auf, dass Polysemie durchaus zur Ikonizität im Lexikon beitragen kann.

<sup>72</sup> Givón 1985, S. 188.

<sup>73</sup> Haiman 1985, S. 71.

<sup>74</sup> Solche Fälle ergeben sich besonders schnell in der Anwendung von Haimans Minimalpaaren auf Adjektive, was die Frage der Existenz tatsächlich referierter Objekte nach sich zieht. Ein passendes Beispiel hierfür wäre menschlich/unmenschlich.

<sup>75</sup> Ohori 2004, S. 41.

*veni vidi vici* als Abbildung der zeitlichen Abfolge von Sachverhalten in der Satzstruktur geht auf Jakobson zurück.<sup>76</sup> Die jüngste Forschung weitet darüber hinaus Ikonizität auf die phonologische Ebene aus, insbesondere auf Ideophone.<sup>77</sup> Als mittlerweile fest etabliert dürfen die folgenden drei morphosyntaktischen Prinzipien gelten, für die Rohdenburg starke Belege sieht, dass „most if not all relevant grammatical variation phenomena may be characterized in terms of the three major iconic principles.“<sup>78</sup> Diese Prinzipien sind das Prinzip der Quantität, der linearen Ordnung und der Distanz.<sup>79</sup>

### 6.3.3 Ikonische Prinzipien

#### 6.3.3.1 Das Quantitäts-Prinzip

Das Quantitätsprinzip sieht eine direkte Korrelation zwischen der Menge an Information und der Menge benötigter sprachlicher Formen, um diese Informationen auszudrücken: „A larger chunk of information will be given a larger chunk of code.“<sup>80</sup> Relativ unspezifische Wörter würden demnach die geringste Länge aufweisen. Dies bestätigt sich universell mit Zipfs Regel primitiver Ikonizität,<sup>81</sup> nach der Artikel und die meisten Pronomen, also die häufigsten sprachlichen Elemente, deutlich kürzer sind als der Rest des Vokabulars.

Rohdenburg untersucht das Quantitätsprinzip im Hinblick auf englische Hilfs- und Vollverben. Das Argument ist hier, dass *has/had* als Hilfsverb semantisch wesentlich unspezifischer ist als das Vollverb und somit reduziert werden kann:

He had/'d done it.

He had/\*'d three books.<sup>82</sup>

Fungiert *had* als Vollverb wie im zweiten Falle, funktioniert die Reduktion nicht, wohingegen dies bei der alleinigen Nutzung als Hilfsverb ohne weiteres möglich ist. Mondorf<sup>83</sup> weist diesbezüglich weiterhin nach, dass die Daumenregel, monosyllabische Adjektive würden im Englisch analytisch, polysyllabische hingegen synthetisch gesteigert, auch im Bereich der

<sup>76</sup>Vgl. Jakobson 1965, S. 26.

<sup>77</sup>Eine übersichtliche Darstellung hierzu findet sich in Voeltz/Kilian-Hatz 2001.

<sup>78</sup>Rohdenburg 2003, S. 263.

<sup>79</sup>Vgl. Givón 1995.

<sup>80</sup>Ebd., S. 49.

<sup>81</sup>Zipf 1935, S. 38 zu der Neigung, kommunikativen Aufwand ökonomisch zu halten.

<sup>82</sup>Rohdenburg 2003, S. 264.

<sup>83</sup>Vgl. Mondorf 2003.

monosyllabischen Ausnahmen zulässt. Insbesondere Adjektive, die weitere Komplemente nach sich ziehen, werden mit höherer Wahrscheinlichkeit mit *more* gesteigert, wenn ein solches Komplement tatsächlich vorhanden ist:

1. John has never been prouder / more proud.
2. John was even prouder / more proud of his first cap / to be in the first team.<sup>84</sup>

Obwohl beide Varianten des Satzes (a) durchaus möglich sind, wird die *more*-Steigerung in Satz (b) dann wahrscheinlicher, wenn der Grund bzw. das Objekt des Stolzes angeschlossen wird. Eine mögliche Erklärung läge hierbei im Quantitäts- bzw. Komplexitätsprinzip, so dass die durch die Komplemente hervorgerufene höhere syntaktische Komplexität durch explizitere Steigerung gedeckelt wird.

Weiterhin lässt sich das Quantitätsprinzip u.a. auf Universalien zur Markierung grammatischer Kategorien anwenden: So werden semantisch explizititere Kategorien meist durch weitere morphologische Mittel markiert. Besonders auffällig ist dies etwa im Fall der Reduplikation zur Pluralbildung.

### 6.3.3.2 Das Distanz-Prinzip

Das Distanz-Prinzip beschreibt die Korrelation der räumlichen und konzeptuellen Distanz linguistischer Zeichen, wie sie bereits schon in Kapitel 2 anklang. Besonders eindeutig wird die Anwendung dieses Prinzips beim Ausdruck von Begriffen, die mit Inseparabilität<sup>85</sup> oder direkter Beeinflussung zu tun haben. Dativ-Alternation wie bei „Ich habe meiner Schwester Deutsch beigebracht“ und „Ich habe Deutsch meiner Schwester beigebracht“ sollen demnach in der Unterscheidung Aufschluss über den Grad an Einfluss geben. Dass derartige Gegenüberstellungen und Folgerungen über kognitive Prozesse eher Mutmaßungen darstellen, ist jedoch durchaus anerkannt: „Obviously, the problem with this kind of explanations is that it is extremely difficult to verify their reliability on a sound empirical basis, so that they seem doomed to remain conjectures at best.“<sup>86</sup>

Das Distanz-Prinzip geht auf Haimanns Definition zurück, dass „linguistic distance between expressions corresponds to the conceptual distance

---

<sup>84</sup>Rohdenburg 2003, S. 273.

<sup>85</sup>Vgl. Haiman 1983, S. 783.

<sup>86</sup>De Cuyper/Willems 2008, S. 5.

between them.“<sup>87</sup> Es lässt sich aufgrund diverser Anwendungsklassen wie Nebensätze durchaus noch weiter aufgliedern in das Integrations- und das Transitivitätsprinzip. Dementsprechend wäre die Involviertheit nach den ikonischen Prinzipien bei direkten Objekten größer als bei indirekten:

1. They approved of the bill.
2. They approved the bill.

Rohdenburg sieht einen Unterschied zwischen den beiden Sätzen – nämlich dergestalt, dass der rechtliche Status des Gesetzes(entwurfs) sich in Satz (b) wesentlich geändert habe. Dies sei an dem direkten Anschluss an das Verb und die Auslassung des *of* von Satz (a) abzulesen. Ebenso schwierig gestaltet sich die Argumentation für die Auslassung von *at* im amerikanischen Englisch, da es auch in diesen Fällen um Unterschiede in der Anwendung einer relativ kleinen syntaktischen Einheit geht. Trotzdem lässt sich festhalten, dass das amerikanische Englisch – im Gegensatz zum britischen – in Konstruktionen wie

I'm (at) home right now.

das *at* auch auslassen kann. Das Argument für das Distanzprinzip besteht nun in der Anwendung auf Fälle, in denen *at* obligatorisch verwendet werden muss, wie etwa

My computer is still \*(at) home.

Hierbei sieht Rohdenburg die Motivation für die Verwendung von *at* abermals in einer sich syntaktisch wiedergegebenen Beziehung zwischen Computer und Wohnung.<sup>88</sup> Eine wesentlich stärkere Aussage vermag Roh-

<sup>87</sup>Haimann 1983, S. 782 Givón verwendet mit seinem proximity principle ein verwandtes Konzept: „Entities that are closer together functionally, conceptually, or cognitively will be placed together at the code level, i.e. temporally or spatially.“ Givón 1991, S. 89.

<sup>88</sup>Für die Unterscheidung ist dabei der Unterschied der Wichtigkeit von Zuhause und PC wichtig: „In Anglo-Saxon culture, this [persönliche Verbindung zur Wohnung] is a relatively close and direct relationship. However, an entirely different and less direct relationship obtains between the speaker's computer and the speaker's home. By normal standards our possessions do not have homes. No wonder, then, that the lower degree of involvement holding between the subject referent and the home [...] should be reflected by the greater distance produced by the – obligatory – preposition.“ Rohdenburg 2003, S. 271. Der Kontrast zu Sätzen mit belebten Objekten wäre an dieser Stelle im Stil von *My cat is still ?(at) home* sicher wünschenswert, um diese Vermutungen zu unterstützen. Wenn Rohdenburg selbst mit dem Unterschied zwischen britischem und amerikanischem Englisch argumentiert und kulturelle

denburg jedoch mit Verweis auf eine Analyse des Eighteenth-Century Fiction Corpus zu treffen, bei der es um die Verteilung von Konstruktionen wie den folgenden geht:

1. He begged of God to help him.
2. He begged the man to help him.

Der Hintergrund ist hierbei, dass *beg* semantisch einen direkten Bezug zu den Faktoren Beeinflussung und Kontrolle herzustellen vermag, welche das Transitivitätsprinzip voraussagt. In diesem Fall würde dies bedeuten, dass wesentlich mächtigere Objekte (wie *God*) transitiv präferiert werden und maximal mit *of* (semantisch das Machtgefälle unterstützend), jedoch keiner weiteren Präposition, Artikel o.ä. versehen werden. Rohdenburgs Analyse stützt diese Voraussage: In 91,7% aller Fälle wurden Kombinationen von *beg* mit *God* begleitet durch die Präposition *of*, bei anderen Objekten wie in (b) tritt dies nur in 12,2% aller Fälle auf.<sup>89</sup>

Ähnlich semantische Verhaftungen lassen sich auch an Nebensatzintegrierten im Sinne des Integrationsprinzips ablesen, so dass ein weniger stark integrierter Nebensatz – der also einen gewissen Grad an Autonomie behält – auch semantisch mehr Unabhängigkeit aufweist als ein stark eingebundener Nebensatz:

1. John persuaded Susan that she should go.
2. John persuaded Susan to go.<sup>90</sup>

Im Beispiel (a) behält der Nebensatz *that she should go* relativ syntaktische Unabhängigkeit, die mit semantischer Autonomie einhergeht. Johns Einfluss auf Susan ist demnach relativ schwach in (a), jedoch umso stärker in (b).<sup>91</sup> Diese Interpretation stützt sich außerdem auf zwei verschiedene Lesarten der Sätze: Während Susan in (b) bereits zu gehen vorhatte, ist diese Interpretation für (a) nicht zwingend gegeben.

Nun lässt sich das Distanzprinzip, wie oben bereits angeführt, auch an der Kodierung trennbarer – und damit distanzierbarer – Objekte ablesen:

Unterschiede der Possessionsrelationen anführt, drängt sich die Frage natürlich auf, warum das britische Englisch stets zwingend *at* verwendet. So oder so scheint die Extrapolation der Verwendung minimaler Partikel auf kulturelle Eigenschaften etwas überambitioniert.

<sup>89</sup> Rohdenburg 2003, S. 267.

<sup>90</sup> Rohdenburg 1995, S. S. 367.

<sup>91</sup> Noch offensichtlicher wird diese Unterscheidung, wenn das Verb *persuaded* durch *reminded* ersetzt wird: In *John reminded Susan that she should go* fungiert die Handlung tatsächlich nur als eine Erinnerung, während Susan in *John reminded Susan to go* eher gezwungen wird zu gehen. Vgl. ebd.

*my book* und *this book of mine* sind beide durchaus grammatische Sätze, da es sich um alienable Objekte handelt. Die Gegenüberstellung mit nicht-alienablen, wie z.B. *Kopf*, untermauert das Wirken des Distanzprinzips: *my head* vs. *?this head of mine*. Ähnliches gilt für Partikelverteilungsstrategien: Bolinger geht davon aus, dass Präpositionen semantisch stärker mit dem Verb verbunden sind, wenn sie diesem auch syntaktisch nahe stehen. Dies bedeutet für Präpositionen mit lokativen Bedeutungen aber nichts anderes, als dass ebendiese Richtungs- oder Ortsanzeige wieder stärker an Bedeutung gewinnt, wenn die Präposition abgelöst wird:

1. She put out the fire.
2. She put the fire out.<sup>92</sup>

Eine Lesart im Sinne von *heraustragen* statt *löschen* wäre in (b) also wesentlich wahrscheinlicher und wird von Bolinger empirisch bestätigt. Dass mögliche lokative Konnotationen eine Partikelbewegung jedoch auch gänzlich unterbinden können, zeigen folgende Beispiele:

1. They carried out the operation/the washing.
2. They carried \*the operation/the washing out.
3. She brought home the point/the washing.
4. She brought \*the point/the washing home.<sup>93</sup>

Die Argumentation gegen die Möglichkeit der Varianten (b) ist hierbei, dass die Partikeln *home* und *out* relative Autonomie genießen und mit den zugehörigen Verba *carry* und *bring* weniger stark verbunden sind.

Wenngleich die obigen Beispiele zeitweise durchaus spekulativ erscheinen, gilt dies nicht für das mit dem Distanzprinzip verwandten Relevanzprinzip von Bybee, das eine Verbalkategorie-Hierarchie in Abhängigkeit semantischer Stärke nachweist:<sup>94</sup> Diejenigen Verbalkategorien, die die Bedeutung eines Verbes am stärksten zu beeinflussen vermögen, befinden sich näher am Verbstamm als weniger relevante – da etwa Aspekt den semantischen Gehalt des Verbstamms mehr beeinflusse als etwa Tempus, Modus und Person.<sup>95</sup> Verben werden also stets wie folgt aufgebaut:

<sup>92</sup>Vgl. ebd., S. 270.

<sup>93</sup>Ebd., S. 270.

<sup>94</sup>Zugrunde liegt hier Greenbergs Universal Nr. 39: „The expression of number almost always comes between the noun base and the expression of case.“ Greenberg 1963, S. 112.

<sup>95</sup>Das Englische liefert in der Flexion hierfür relativ wenig Material. Mögliche Kandidaten sind jedoch unregelmäßige Plurale wie *man – men*. Sollen von diesen nun Genitive gebildet werden, werden diese der Hierarchie entsprechend suffigiert: *men's*.

Verbstamm – Valenz – Diathese – Aspekt – Tempus – Modus  
 – Kongruenz

Der Eindruck einer gewissen Willkür, den die obigen Minimalbeispiele und Gegenüberstellungen zur Benutzung von Partikeln hervorrufen mögen, ist bei dieser Hierarchie freilich nicht gegeben, so dass sich zumindest mit Verweis auf verbale Kategorien sehr gut für eine über die Einschätzung der Situation durch den Sprecher ergebende Motivation sprachlicher Strukturen – und damit gegen grammatische Willkür – ergibt.

Eine dem Relevanzprinzip ähnliche Abwandlung des Distanz-Prinzips findet sich im *Adjacency-Prinzip*, dem der Gedanke zugrundeliegt, dass syntaktische Komplexe aufgebaut aus einem konstitutivem und anderen peripheren Elementen sind, die jenes modifizieren, näher bestimmen oder beeinflussen. Treffen mehrere Modifikatoren in der Beschreibung des Hauptelementes zusammen, spiegelt deren Anordnung bzw. Reihenfolge die Wichtigkeit für das Hauptelement wider. Van Langendonck führt das Beispiel *nice little wooden dolls* an,<sup>96</sup> wonach die wichtigste Eigenschaft der Puppen in diesem Kontext deren Holzbeschaffenheit wäre, gefolgt von anderen objektiv messbaren Eigenschaften wie Größe sowie letztlich Aspekte subjektiver Einschätzung wie Gefälligkeit. Gleichzeitig lässt sich feststellen, dass das Attribut der Größe zudem ein relatives ist, also nur im Vergleich mit anderen Referenzobjekten aufrecht erhalten werden kann, was für die Materialeigenschaften so nicht gilt – eine Holzpuppe bleibt eine Holzpuppe, auch ohne Vergleich zu anderen Materialien wie Keramik oder Kunststoff. Dass auch grammatische Kategorien eine solche Rangordnung annehmen, beweist die starre Folge von place-manner-time im Englischen: Adpositionalphrasen werden strikt in der Reihenfolge Ort-Art und Weise-Zeit angegeben, wie etwa für *I am going to London by plane next week*. Diese Art syntaktischer Reihung häuft sich in Sprachen mit der syntaktischen Grundordnung Subjekt-Verb-Objekt (SVO), wie es Englisch und Französisch sind – während SOV-Sprachen<sup>97</sup> wie das Japanische nach Zeit-Art-Ort ordnen.

<sup>96</sup>Langendonck 1995, S. 85.

<sup>97</sup>Unter den Sprachen mit einer dominanten Wortstellung ist SOV die häufigste. Gefolgt von SVO – zusammen machen diese beiden Typen 75% der Sprachen mit einer dominanten Wortstellung aus. Weit häufiger noch ist die Tendenz – wie die obige Klassifikation schon andeuten mag –, das Subjekt vor das Objekt zu setzen. Dies ist in über 90% aller Sprachen der Fall. Diese weit über den Zufall hinausgehende Wahrscheinlichkeitsverteilung mag in menschlichen Grundkategorien des Denkens von Handlungen liegen, wie schon die Bezeichnungen von Agens und Patiens verdeutlichen.

Auch das Deutsche verfährt nach diesem Muster, entzieht sich aber insoffern einer klaren SVO/SOV-Zuweisung, als dass konventionelle Typologien das Deutsche aufgrund der Struktur des unmarkierten Nominalsatzes, also dem nicht nur paradigmatischen und der wohl am häufigsten vorkommenden, sondern vor allem der unmarkiertesten Struktur einer Sprache, den Status des SVO zusprechen. Diese Struktur erhält sich jedoch nicht im Nebensatz, welcher verbfinal konstruiert ist und daher für generative Grammatiken für eine Einordnung des Deutschen in die Gruppe der SOV-Sprachen plädieren lässt. Nun ließe sich mit weiteren Korrelationen zumindest überprüfen, ob das Deutsche in der Anwendung anderer syntaktischer Konstruktionen eher SVO- oder SOV-Sprachen gleicht. So tendieren SOV-Sprachen dazu, eher Postpositionen zu verwenden als Präpositionen oder Namen vor Titeln (wie im Japanischen bei Namen *-san*) statt umgekehrt einzusetzen. Dies ist im Deutschen zwar nicht der Fall. Gleichwohl muss sich eine solche weiterführende Analyse die Frage gefallen lassen, was hiermit gewonnen ist. Zwar mag eine größere Datenbasis für die Klassifikation des Deutschen als SVO-Sprache sprechen, kann jedoch nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass Konjunktionen eben diese Eigenschaft umkehren. Das Deutsche scheint schlachtweg kein Paradebeispiel zu sein, welches alle Eigenschaften von SVO-Sprachen in allen Konstruktionen aufweist. Zudem sind Abstraktionen wie „SVO-Sprache“ Hilfsmittel der Linguistik, die keineswegs einen Zweck an sich darstellen. In diesem Sinne sei die Diskussion mit Verweis auf den Sprachwandel an dieser Stelle hinreichend erörtert.

### 6.3.3.3 Das Prinzip der linearen Ordnung

Das Prinzip der linearen Ordnung besagt, dass „the order of clauses in coherent discourse will tend to correspond to the temporal order of the occurrence of the depicted events“.<sup>98</sup> Die Ordnung einer Handlungskette wird also syntaktisch wiedergegeben, d.h. die temporale Folge findet ihre sequentielle Entsprechung im Satz. Dieses Prinzip gilt ebenso für bekannte Beispiele wie *veni, vidi, vici*, als auch für alltägliche Berichte über Reihungen von Handlungen wie *he opened the door, came in, sat and ate*.<sup>99</sup>

Dass die Tendenz zur direkten Abbildung der Handlungsfolge besteht, beweist die größere Menge an linguistischem Material, das nötig wird, wenn diese Folge durchbrochen bzw. anders dargestellt werden soll:

Bevor ich siegte, kam und sah ich.

---

<sup>98</sup>Givón 1990, S. 971.

<sup>99</sup>Givón 1995, S. 54.

Mit der direkten Abbildung der Sequenz von Handlungen im Satz ist das Prinzip der linearen Ordnung einer der intuitiv eindrücklichsten Nachweise für die Motivierung sprachlicher Strukturen. Im Verbund mit den Prinzipien der Quantität und der Distanz ergibt sich hier der Vorteil, Motivation in Sprachen nicht nur für leichter angreifbare Beispiele wie Lautmalereien zu finden, sondern über das Lexikon hinaus auch Syntax und Morphologie einzubeziehen – womit durchaus ein Großteil sprachlicher Realität abgedeckt werden kann. Bevor die Bedeutung dieses Umstands für die von Quine angeführte Unbestimmtheit der Bedeutung diskutiert wird, soll zunächst noch auf die der Ikonizitätstheorie inhärenten Problemstellungen eingegangen werden.

## 6.4 Probleme der Ikonizitätstheorie

Eine inhärente Problematik des Ikonizitätsbegriffes betrifft die Art und Weise, wie Zeichen und Bezeichnetes in Verbindung stehen: Zum einen wird der Begriff verwendet, um die Beziehung zwischen Objekt und dafür stehendem Zeichen zu bezeichnen – zum anderen jedoch auch, um die Form oder den Ausdruck eines Zeichens und dessen Beziehung zum Objekt zu bezeichnen.

Weiterhin problematisch ist der Komplex von Ikonizität und Ökonomie. Haspelmath sieht die ikonischen Prinzipien als mehr oder weniger durch ökonomische Prinzipien erklärbar an.<sup>100</sup> In Kürze lautet das Argument schlichtweg, dass Ikonizität keinen heuristischen Wert für die Erklärung der Verkürzung von häufigen Formen hat – dies wird hinreichend durch andere Prozesse erklärt, eben durch das ökonomisch motivierte Verkürzen von häufigen Form, motiviert durch deren Häufigkeit und dadurch auch höhere Wahrscheinlichkeit und Vorhersagbarkeit im Diskurs. Analoges würde für weitere ikonische Prinzipien gelten, wie etwa bei Komparationsgraden. Detaillierte Ausführungen zu diesem Themenkomplex finden sich zwar bei Haiman, doch kann er letztlich auch keine Auflösung des Konflikts erbringen, da die beiden Kräfte Ikonizität und Ökonomie gegensätzliche Kräfte darstellen, die aber durchaus auch harmonieren könnten. So oder so bleiben die drei obigen ikonischen Prinzipien als Modelle wertvolle Pfeiler zur Erklärung der Motivation sprachlicher Strukturen.

Ein weiterer Kritikpunkt betrifft die Ähnlichkeit zwischen Zeichen und Bezeichnetem: besteht diese, so muss dies nicht notwendigerweise ein Hinweis darauf sein, dass das Zeichen ikonisch motiviert ist. Dies bedeutet

---

<sup>100</sup>Vgl. Haspelmath 2008.

nichts anderes als dass dann erst von tatsächlicher ikonischer Motivation gesprochen werden sollte, wenn die Ähnlichkeit das Entstehen und die folgende Auslegung des Zeichens fundiert. Insofern ist Ähnlichkeit immer nur ein Hinweis auf mögliche, jedoch nicht notwendige Ikonizität. Sebeok bringt zudem das Symmetrie-Argument vor, dass nämlich Ähnlichkeit reflexiv funktioniert und damit *gleichermaßen* zwischen zwei Ähnlichen aufgebaut wird – dies ist im Falle von Ikonizität jedoch nicht der Fall. So kann ein Zeichen oder Bild auf Papier für eine Person stehen, jedoch nicht umgekehrt.<sup>101</sup> Dass die Kritik jedoch nicht greift, unterstreicht Sonesson:

To identify similarity with the equivalence relation of logic is to suppose man to live in the world of the natural sciences, when in fact he inhabits a particular sociocultural Lifeworld (a *Lebenswelt*, according to Husserl). Similarity, as experienced in the Lifeworld, is actually asymmetric and irreflexive. Indeed, this fact is not only intuitively obvious, but has been experimentally demonstrated.<sup>102</sup>

Eine weitere Kritik Sonessons liegt in der synonymen Verwendung von Ikonizität und Ähnlichkeit. Gerade moderne Phänomene wie „many icons found in computer programs are actually aniconic visual signs.“<sup>103</sup>

Unabhängig von diesen Detailfragen der Ikonizitätstheorie wurde jedoch durchaus auch bezweifelt, dass ikonische Zeichen überhaupt existieren – insbesondere in der Diskussion der Gebärdensprachen. Die frühe Gebärdensprachenforschung hat die Bedeutung der Ikonizität heruntergespielt, um die Ähnlichkeit zur gesprochenen Sprache hervorzuheben. Die Existenz von Ikonizität wurde auch gänzlich verneint oder als für die betreffenden Phänomene als nicht relevant deklariert. Gleichwohl ist Ikonizität in Gebärdensprachen ein relativ offensichtliches Merkmal, welches sowohl auf lexikalischer wie auf grammatischer Ebene besteht. Der genaue Status und die Bedeutung für Zeichensprachen ist jedoch noch nicht abschließend geklärt und wird weiterhin debattiert.

Da diese relativ milden Einwände gegen die Theorie das Grundprogramm sprachlicher Motivierung nicht fundamental gefährden, sollen deren Ergebnisse im folgenden Abschnitt auf das Gavagai-Argument abgebildet und damit das Argument für die Einschränkung grammatischer Willkür sowie der Unbestimmtheit der Bedeutung in der Alltagssprache geführt werden.

<sup>101</sup>Vgl. Sebeok 1976, S. 128.

<sup>102</sup>Sonesson 2008, S. 56.

<sup>103</sup>Ebd., S. 48.

## 6.5 Bedeutung für die Unbestimmtheit der Bedeutung und grammatische Willkür

Unabhängig von den angeführten methodologischen Problemen weist die Ikonizitätstheorie auf eine (zudem motivierte) Möglichkeit der Abbildung von Realität in Sprache hin, die nicht nur über die gewöhnlichen Ausführungen der Philosophie zu postulierten Wesenseigenschaften und deren Relationen hinausgeht, sondern zudem noch auf eine große Menge sprachlichen Materials anwendbar ist – während die Philosophie schon häufige Grundbausteine wie Artikel, Pronomina und Konjunktionen zu Gunsten von Nomina in ihren Betrachtungen ausblendet.

Insbesondere die oben angeführten ikonischen Prinzipien weisen darauf hin, dass grammatische Willkür durchaus mit Verweis auf die Realität eingeschränkt werden kann. Allen voran leistet das Quantitätsprinzip einen bedeutenden Beitrag zu einer neuen Lesart des Gavagai-Arguments: Wenn nämlich behauptet wird, der Ausdruck könne genausogut bedeuten, dass es sich um eine Manifestierung von Hasenheit, eine Instantiierung eines Hasenprozesses, einen Ausschnitt aus der Hasengesamtfusion oder um andere, ähnlich verworrene philosophische Ausdrucksweisen handeln könne, so wird dabei eines unterschlagen: Schon die deutschen Übersetzungen zeigen, dass das Mehr an Information, welches durch Deixis oder komplexere Sachverhalte wie das Anzeigen von Instantiierungen hinzukommt, auch mehr linguistisches Material benötigt – während die Übersetzungsangebote morphologisch wachsen, verändert sich das ursprüngliche *Gavagai* nicht.

Es ist also höchst unwahrscheinlich, dass sich eine Sprachgemeinschaft dreisilbiger Einwortsätze bedient, um sehr komplexe Sachverhalte zu kodieren. Selbst wenn dies morphologisch durchaus möglich und in agglutinierenden Sprachen auch der Fall sein könnte, bliebe bei angenommenen Verbrauch von zwei Silben zur Markierung von Instantiierung und Deixis für den semantischen Gehalt des Angezeigten nur eine Silbe – derartige Kürze ist laut Zipf jedoch nur den häufigsten Wörtern des Vokabulars vorbehalten: Pronomen, Artikeln, Konjunktionen und dergleichen. So bleibt es logisch natürlich richtig, dass man nicht mit Sicherheit von dem Auftauchen eines Hasen und dem Ausdruck „Gavagai!“ auf die Übersetzung Gavagai = Hase schließen kann, sprach-statistisch erscheint es jedoch (zusammen mit „Hoppeln“) als die wahrscheinlichste aller Möglichkeiten. Was an dieser Stelle also geleistet ist, ist die inhaltliche Füllung der Argumente Wittgensteins für eine menschliche Grenze grammatischer Willkür im normalsprachlichen Bereich, wobei schon hier die Unschärfe zur Trennung der Kategorien in „menschliche Natur“ und „sozial“ zunimmt.

Die angeklungene Motivierung von sprachlichen Strukturen, wie sie sich z.B. deutlich in der Hierarchie semantischer Relevanz verbaler Kategorien findet, soll im folgenden Kapitel noch weiter ausgeweitet werden. Das Aufkommen von Grammatik über Routinisierung wurde bereits in Kapitel 5.4.3 angesprochen, im folgenden Kapitel sollen diese Prozesse im Rahmen der Grammatikalisierungstheorie jedoch deutlicher ausgearbeitet werden, da sich hiermit nicht nur ein Bereich zwischen Lexikon und Grammatik öffnet, sondern der Grammatik-Begriff darüber hinaus eine deutlich diachrone Lesart erhält und sich eindeutige Hinweise gegen grammatische Willkür aufzeigen lassen. Zudem stellt Grammatikalisierung ein Phänomen dar, dass sich zwar aus jeweils individuellen Faktoren speisen mag, aber nur sozial funktionieren kann.

